

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 41 (1965-1966)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Aufruhr in den Oliven  
**Autor:** Stickelberger, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079384>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

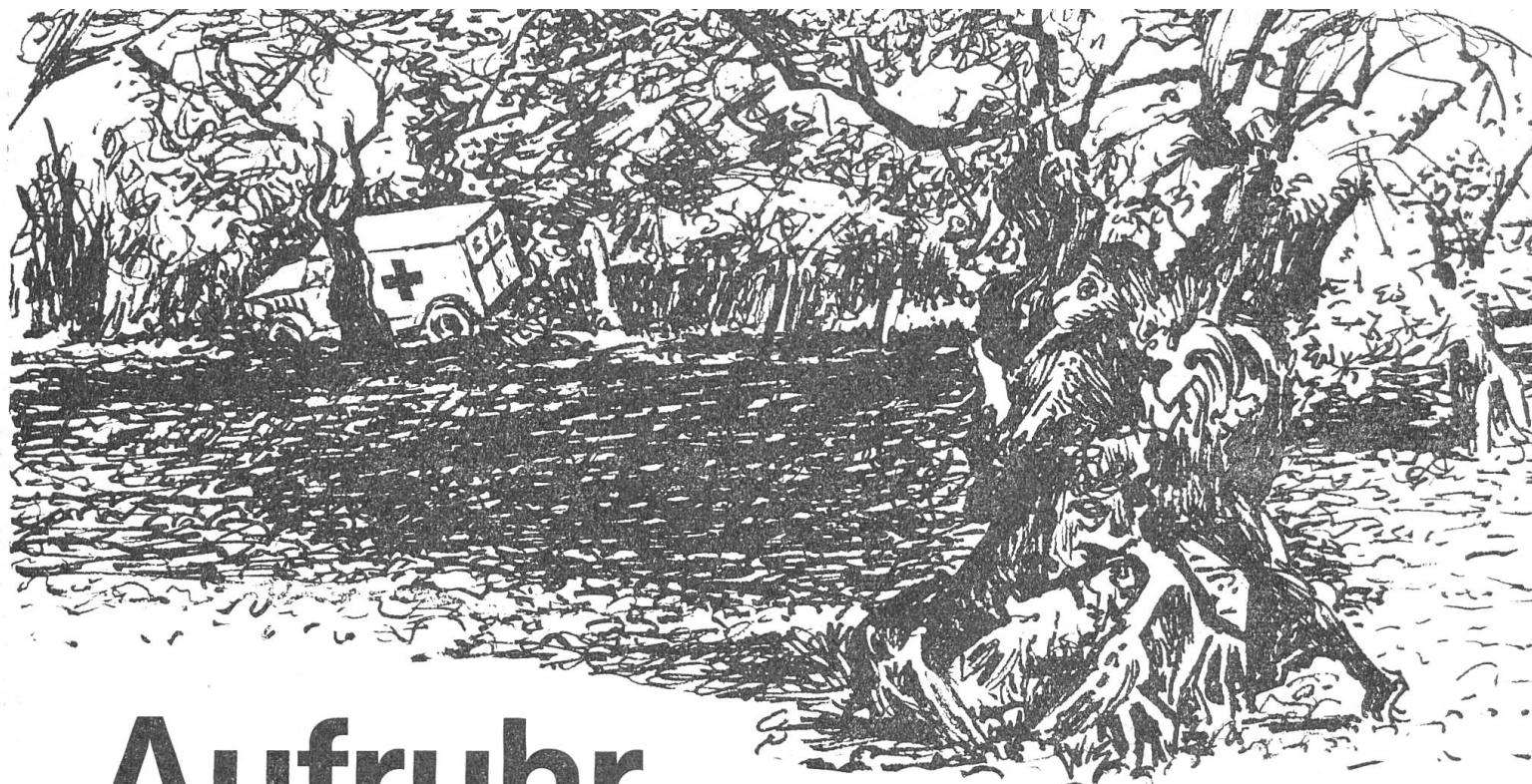
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Aufruhr in den Oliven

Von Rudolf Stickelberger

2. Preis im Literarischen Wettbewerb  
des Schweizer Spiegel

Illustration von Fritz Hellinger

Das behutsame Turnen machte dem Kleinen Spaß. Er strahlte sie, die freundliche Pflegerin, aus dankbaren Augen an, während seine Mutter dabeistand und in einem fort schnatterte.

Sie, die Helferin, hörte dem Geschwätz nicht zu. Die meisten Frauen hier gackerten und schnatterten, während die Männer in schönem Tonfall sprachen, beinahe klassisch.

Verstanden hätte sie zwar jedes Wort. Eine Leistung nach erst achtmonatigem Aufenthalt! Erst acht Monate – schon acht Monate! Man maß hier die Zeit weniger nach Uhr und Kalender als nach dem Stand der Sonne, nach den Blumen und Früchten.

Beim Turnen mit dem kindergelähmten Kleinen erlaubten sich ihre Gedanken täglich den gleichen Spaziergang. Am Ausgangspunkt der Rundreise lächelte stets das gleiche Glücksgefühl: Sie war ausgezogen, um jedermann zu helfen, und wurde darum von jedermann geliebt. Zu diesem Ziel kehrten die Gedanken auch nach allerhand unterhaltsamen Umgewegen zurück: Wenn sie die dünnen Beinchen wieder in die Lederprothesen schnallte, wußte sie, daß sie am rechten Platze sei, und daß sie hier bleibe, so lange es irgend gehe. Sie fühlte sich als vollwertiges, genauer: als das vollwertigste Glied im Dorfe «Zu den zwölf Aposteln». Männer und Frauen, Alte und Junge bestätigten es ihr mit ungelenken oder wohlgesetzten Worten; und obgleich sie arm waren, überhäuften sie sie mit Geschenken: rote Eier zu Ostern; Riesentrauben und Mandeln jetzt im Herbst.

Die Gedankenfahrt führte unweigerlich und regelmäßig zu einigen festen Stationen. Zuerst zur Abreise, um nicht zu sagen: zur Flucht von daheim. Wer es gut mit ihr meinte, hatte ihr abgeraten und sie vor dem Abenteuer gewarnt. Man läuft doch nicht aus einer anregenden Stellung einer Universitätsklinik von Rang davon, kaum daß man sie angetreten hat!

Aber die Gutmeinenden ahnten ja nicht, wie es um sie stand; die Eltern am wenigsten. Nicht, wie der Oberarzt sich zu ihr hingezogen fühlte und sie sich zu ihm; wie sie jede freie Minute auskosteten, um zusammen zu sein. Aber wenn es sich ergab, daß sie am Samstagabend ausgehen oder an einem Sonntag zusammen über Land fahren konnten, dann mußten sie darauf achten, daß «niemand» sie sah. Sie durften in keinem Restaurant, in keinem Theater gemeinsam



getroffen werden, um den Skandal zu vermeiden, den er – wie ihr schien – mit unmännlichem Fatalismus erwartete. Dieses beschämende Vertuschen, dieses Versteckspiel dämpfte ihre Zuneigung mehr, als sie sich selbst eingestehen mochte. Auch die wissenden vorwurfsvollen Augen der Oberschwester, und noch mehr die süße Larve der Scheinheiligen an der Telefonzentrale, die über einen unfehlbaren Spürsinn für unstatthafte Privatgespräche verfügte und prompt an intrigante Freundinnen weitergab, was sie hörte.

Hinzu kam die läppische Eifersucht ihres Oberarztes: Wenn sie ihm in aller Harmlosigkeit über die Stunden rapportieren wollte, die sie mit seinem intelligentesten Assistenten zugebracht hatte, Gott und die Welt in Probleme und Rätsel zerlegend, dann verfiel der Ältere in die Stimmung eines Tobsüchtigen – als ob sie seine Leibeigene wäre. Und handkehrum stellte er sich wieder als Verfechter der Freiheit und Würde des menschlichen Individuums vor.

Fort! Man suchte eine ausgebildete Schwester auf eine Pionierstation; sie meldete sich; man engagierte sie für ein Jahr; sie nahm steckköpfig sentimental Abschied von den Männern, die sie liebten, von den Eltern, die den Kopf schüttelten, und von den Schwestern, die ihr die verworfensten Absichten zutrauten.

Sie flog ein paar Stunden zwischen tiefblauem Himmel und noch blaueren Meeren, aus denen bald waldige, bald kahle Gebirge auftauchten. Danach fuhr man sie in einem feudalen Wagen weitere Stunden lang ins Landesinnere, in eine Provinzhauptstadt, die immer noch halb türkisch aussah, aber doch schon einer Vorstadt von Neapel glich, und hier wurde sie in einen Ambulanzwagen gesetzt; der sollte sie an ihren Bestimmungsort bringen.

Von ihrem Chauffeur war sie sofort bezaubert: von der großen Gestalt mit dem braunen Gesicht, den kurzen schwarzen Haaren, dem jungen mutigen und gütigen Ausdruck. Sie beschloß, ihn Apollo zu nennen, und er ließ es sich gefallen.

Salto ins Abenteuer? Keine Rede: Apollo erwies sich als der höflichste, anständigste, ritterlichste junge Mann. Er war Lehrer in seinem Dorfe, begeisterter Patriot, der seine Schüler zur glühenden Verehrung der beiden Nationalhelden, Alexanders des Großen und des Apostels Paulus, anleitete und

der ihr systematisch und rasch die Umgangssprache beibrachte. Er sprach ein paar Brocken französisch. Jedesmal, wenn er sie mit seinem fröhlichen «Bonsour!» begrüßte, erschauerte sie vor Sympathie; er konnte das stimmhafte «j» beim besten Willen nicht herausbringen. –

Die letzte Wegstrecke dünkte sie sehr lang und sehr romantisch. Zuerst auf schwarzer, guter Straße durch gepflegte Obstgärten; wie Weihnachtskugeln leuchteten die Orangen im dunklen Laub. Dann durch lichte Olivenhaine; ihre erregte Phantasie erkannte in den absonderlichen Stämmen verwandelte Nymphen, gebannte Jäger, zum Himmel flehende Halbgötter. In welche Zauberwelt versetzte sie der geschickte Apollo, der scheinbar mühelos den Wagen an Schlaglöchern und hohen Wurzeln vorbeisteuerte!

Sein meisterliches Können zeigte sich am obersten Stück: Der Weg entsprach hier einem Maultierpfad. Zuweilen mußte er aussteigen, um einen groben Steinbrocken wegzuschieben. Einige Male schloß sie die Augen, weil sie haarscharf am Abgrund vorbeizirkelten. Sie hatte sich seinem Schutz ergeben und fürchtete sich nicht einmal, als wolfsgroße Hirtenhunde mit scheußlichem Gekläff am langsam fahrenden Wagen empor sprangen.

«Würden sie wohl beißen?» fragte sie, sich selbst naiv vorkommend.

«Natürlich», lachte Apollo. «Sie sind halbwild, und die Hirten wollen sie scharf. Meiner Schwester Aphrodit hat einer buchstäblich das Bein zerfleischt.»

Ihre Ankunft im Dorfe glich dem Einzug eines siegreichen Triumphators. Hinter ihrer Ambulanz fuhren zwei Geländewagen, vollgepackt mit offiziellen Wohltätern. Der Bürgermeister einer deutschen Stadt, eigens zu diesem Anlaß unterwegs, hielt auf dem Dorfplatz eine Rede in seiner Muttersprache: Die Ambulanz, erläuterte er, sei ein Sühnegeressen seines Volkes an die Gemeinschaft der Leute «Zu den zwölf Aposteln»; denn im Krieg hätten harte Soldaten aus seiner Heimat, wie anderwärts übrigens auch, als Vandalen gehaust, Geiseln erschossen und Häuser verbrannt. Nun aber überbringe er dieses Freundschaftspfand und Reuezeichen, zugleich als Gruß eines prosperierenden Wirtschaftsgefüges an eine entwicklungsbedürftige Gegend.

Der Tag endete mit einem spontan ausgebrochenen Fest der Gastfreundschaft. Auf dem Dorfplatz wurden Tische gedeckt, aus den Häusern Schüsseln mit kleinen Zwiebeln und Tomaten, weißem Schafskäse und mildem Ziger gebracht, auch kaltes Quellwasser, um den Anisschnaps zu verdünnen; und zum übersüßten Kaffee gab es noch süßere Süßigkeiten.

Das Fest setzte sich in die Nacht fort, auch nachdem die Offiziellen samt dem Bürgermeister ihre Rückfahrt angetreten hatten: Imposante Hausväter in hausgespommener Hirentracht segneten sie; zahnlose Mütterchen küßten sie; Aphroditi, die besser französisch sprach als ihr Bruder, und die von dem Bisce her ein wenig hinkte, erwies sich schon als vertraute Freundin, so daß sie glückselig einschlief in dem gekalkten Zimmerchen, das man ihr als Wohn- und Schlafstube, als Warte- und Ordinationsraum zu oberst im Dorfe überlassen hatte.

Der leise gefürchtete Katzenjammer stellte sich nicht ein, weder in den nächsten Tagen noch in den kommenden Monaten. Wie eine Heilige wurde sie verehrt. Sie spürte keine Müdigkeit. Wenn sie allen, die sich unter Begleitung ihrer Familien eingefunden, Wasser- oder Teekuren verordnet und die Säuglinge richtig verpackt hatte, machte sie sich spät abends noch auf den Weg, um ihre Patienten zu Hause zu besuchen. An keiner Tür konnte sie vorüber, ohne daß man sie nicht zärtlich hineinzog in all die reinlich-vertrauliche Armutei. Gegen die Meinung, daß sie mit höhern Mächten im Bunde sei und bösen Krankheitszauber mit geheimnisvollen Mitteln zu bannen vermöge, wehrte sie sich nur in den ersten Tagen.

Zu ihrem Ruhme trugen auch die Berichte bei, die ein gewisser Achillefs von Zeit zu Zeit zusammen mit seinem Zahltagsgeld nach Hause sandte. Er hatte sich als Arbeiter an ein Bündner Kraftwerk anwerben lassen und galt in seiner Heimat als Großverdiener in einem Lande, wo Milch und Honig fließt. Ihr dankte das ganze Dorf für die Wohltaten, die jener Achillefs angeblich in der Schweiz genieße. Sie selbst dachte allerdings nurbekommen an den armen Teufel, der in der kalten Fremde ein abgesondertes Barackenleben führte, während ihr wie einer Fürstin gehuldigt wurde.

Sie brauchte nur an einer Blume zu schnuppern, um gleich einen großen Strauß im Arme zu halten. Aphroditi schwärzte für sie und las ihr die Odyssee

im Urtext vor. Apollo diente ihr als Chauffeur, sobald sie mit dem Ambulanzwälzchen in ein Nachbardorf gerufen wurde. Außerdem pflegte er das Auto mit dem aufgemalten roten Kreuz, wusch es außen und innen, klopfte die Decken und kochte das Instrumentarium im Spritbrenner aus.

Man konnte ja so glücklich leben ohne den sogenannten Komfort, ohne Aufwand an Kleidern, ohne ästhetische Ansprüche an die Zivilisation, sozusagen ohne Geld. Sie versuchte, solche Erkenntnisse ihren Leuten daheim mitzuteilen. Aber ihre Abhandlungen über das einfache Leben riefen keinem Echo, und die paar Briefe, die sie mit zehntägiger Verspätung erhielt, weckten keinerlei Heimweh: weder die besorgten der Mutter, noch die liebedurstigen ihres Oberarztes, noch die problematischen ihres Assistenten. Im Gegenteil: Sie berührten sie nur noch als verblaßte Erinnerung aus einer zurückgelassenen Welt, nach der sie sich aus der gefundenen neuen, der reineren, echteren, besseren, weder mit Verstand noch Gefühl zurücksehnte. –

Selbst der Priester, der sie anfänglich mißtrauisch beargwöhnt hatte wie alles Fremde, das in sein Dorf drang, grüßte sie leutselig, wenn er erhobenen Hauptes und gepflegten Bartes vorüberschritt.

Als sie gegen Ende der Turnerei mit dem kleinen Gelähmten wieder sämtliche Ursachen ihres friedlichen Glückes zusammengerechnet hatte und innerlich über das Wort «Abenteuer» höhnte, in das sie vermeintlich geschlittert sei, bemerkte sie einen zu dieser stillen Tageszeit ungewöhnlichen Auflauf vor ihrem Fenster. Dann streckte der Gemeindepräsident seinen Charakterkopf zur Tür herein und meldete Besuch: Jemand aus ihrem Lande Elvetia wolle sie sehen.

In den wenigen Sekunden der Ungewißheit fuhr ihr Folgendes durch den Sinn: Sie wolle überhaupt niemandem aus der zurückgelassenen Welt hier begegnen! Wer wohl von beiden aus entzückter Liebe ihr bis in die Einsamkeit nachrenne, der Oberarzt oder der Assistent? Und welchem sie dann lieber folge, falls er gekommen sei, um sie zu holen? Dann wäre es aber aus mit Dienstleistung und Freundschaft Apollos. Und schließlich: wie es wäre, wenn der sie heiraten wollte; hier oben mit dem Götterjüngling und der reizenden Aphroditi, lebenslänglich ...

Der Eintretende schnitt die wirren Gedankenfäden

ab: ein Unbekannter, der einer elektrischen Anlage wegen herauf gekommen war und nun wieder als hoher Ehrengast zur Krankenstation geleitet wurde.

Zwar erlebten die Zuschauer nicht, was sie erwarteten: eine Szene gerührter Umarmung. Vielmehr bot sie dem Gast manierlich einen Sessel an, hörte erleichtert, wie er sie anflehte, ihm weder Kaffee noch Anisschnaps noch Zitronenwasser anzubieten, da er bis zur Grenze des Möglichen gefüttert und getränkt worden sei, und schließlich kam sogar ein mageres Gespräch in Fluß.

Der Fremde erkundigte sich, wie lange sie noch hier bleibe und was dann mit der Ambulanz geschehe. «Haben Sie für eine Nachfolgerin auf ihrem Posten gesorgt?» fragte er direkt.

Das sei nicht ihre Sache, entgegnete sie. Wenn die Organisation, die sie hierher geschickt habe, eine Schwester in der Schweiz finde, werde sie sie gewiß schicken. «Es könnte übrigens genau so gut eine Holländerin oder eine Schwedin sein; aber vorläufig bin ich ja hier, und ich fühle mich zuhause . . .»

Der Gast schien nicht zufrieden. «Auf die Dauer hat das keinen Sinn», sagte er beinahe grob. «Sie müssen Ihre Leute lehren, selbst das Nötige zu leisten, sonst bleibt das Dorf immer hinter dem Mond, immer auf fremde Hilfe angewiesen. – Wir schicken unsere Techniker auch nur für den Anfang; wenn die da oben endlich elektrisches Licht und Kraft und Wärme wollen, dann müssen sie schon selbst mithelfen.»

Nun war sie ärgerlich. Diese Schulmeisterei, diese Besserwisserei, diese eidgenössische Nationalkrankheit! Kommt da einer auf einen Sprung herauf und erteilt ungebeten seine Belehrungen, noch ehe er seinen Namen genannt hat. Rüpel –, soll zuerst bei Apollo in die Primarschule gehen und Anstand lernen!

Der Abschied verlief noch kühler als die Begrüßung. Nachher vergaß sie, dem Kleinen, der noch immer mit flehentlichen Augen auf ihrem Bette lag, seinen erwarteten Abschiedskuß zu geben. Sie forderte seine Mutter auf, die Riemchen an den Prothesen zuzuschnallen. Sonst hatte sie das immer selbst besorgt.

Sie trat vor die Tür, vor der nebst den neugierigen Begleitern des Technikers auch ein paar ge-

duldige Patienten mit ihren Angehörigen warteten, erklärte die Krankenvisite für beendet, schloß sich ein und ärgerte sich weiter über die Zumutungen des Monteurs. Als abschreckendes Beispiel hatte er ihr von einem Montagewerk für Automobile erzählt, das unbenutzt zerfiel, weil niemand mit den modernen Maschinen zu arbeiten verstand, sobald die Instruktoren abgezogen waren. Aber konnten denn Montagen mit ihrem Werk der Barmherzigkeit verglichen werden? Materialistischer Lümmel!

Nach zwei Stunden ging sie zu Aphroditi. Apollo war gegen seine Gewohnheit nicht zuhause. Noch nie, seit er sie hier heraufgefahren hatte, war er in einer schulfreien Stunde nicht dagewesen. Er lauerte darauf, ihr gefällig zu sein.

«Aphroditi», begann sie unbeholfen, «findest du meine Arbeit bei euch gut?»

«Wie kannst du fragen?» antwortete das Mädchen erstaunt. «Du weißt ja, wie viele Kerzen jeden Abend in der Kirche für dich angezündet werden.»

«Aber was geschieht mit der Ambulanz, wenn ich wegziehe?»

Aphroditi schrie auf: «Du willst uns doch nicht verlassen?»

«Nicht heute und nicht morgen», antwortete sie. «Aber einmal wird es doch sein müssen. Der Arzt bleibt für euch immer unerreichbar. Es sollte eine von euch den Kranken beistehen können oder sich wenigstens zur Hebamme ausbilden lassen. Du hast mir so oft geholfen; willst du?»

Das Mädchen lachte ein wenig zu schrill. Dann sagte es: «Für uns ist das nichts! Ihr seid emanzipiert; von euch lassen sich unsere Frauen beraten und unsere Männer pflegen. Eine von uns aber würden sie als Hexe aus dem Dorfe jagen.»

«Schwatz keinen Unsinn», redete sie der Freundin zu. «Ihr seid gar nicht so altmodisch! Als ob ihr keine Lehrerinnen und Ärztinnen und Rechtsanwältinnen hättest!»

«In der Stadt vielleicht», maulte Aphroditi, «aber hier oben nicht.»

Sie fuhr auf. «Du willst also wie im Mittelalter auf einen Mann warten, mit der Spindel unter dem Arm auf die Weide gehen und abends kitschige Kissen sticken, während die Männer ihre Zeit im Kaffeehaus verschwätzen? Ist das ein Ziel? So werdet ihr doch nie zu einem lebensfähigen Dorf!»

Zum ersten Mal fühlte sie sich unglücklich über sich und verärgert über die andern: Wider Willen

hatte sie die Argumente des Monteurs zu ihren eigenen gemacht.

Aphrodit begleitete sie bis zur Tür, steckte ihr versöhnlich ein Zweiglein Basilikum zu, kam aber auf das Thema nicht mehr zurück.

Sie hatte größere Mühe als sonst, über das steinige Pflaster zu gehen. Der Weg kam ihr plötzlich beschwerlich vor, und ihr schien, der Boden unter den Füßen sei nicht mehr so fest wie in den vergangenen acht Monaten.

Die Abendglocke, an einem Gartenzaun befestigt und von einem Halbwüchsigen in Schwung gesetzt, bimmelte zur Andacht. Sie begegnete dem Priester, der zur Kirche schritt, um einsam die Liturgie zu singen, während die Männer auf dem Platze politisierten. Erhobenen Hauptes schritt der Geistliche an ihr vorbei, grußlos. Sie sah ihm nach und bemerkte, daß an beiden Fersen in seinen Strümpfen große Löcher klafften. Ungepflegte Gesellschaft!

Auch die Männer unter den Platanen drehten ihr den Rücken und schienen ihrem Gruße auszuweichen. Sie ereiferten sich über einen Brief, der sie soeben erreicht hatte. Später erfuhr sie: Jenem Achillefs war in der goldenen Fremde plötzlich Übles zugestoßen. Er war mit einem Italiener in der Nachbarbaracke in Streit geraten; beide hatten einander mit dem Stellmesser traktiert; beide waren von der Polizei abgefaßt und für ein paar Tage eingesperrt worden, und nun befürchtete Achillefs seine Ausweisung.

Und diese Schmach mußte man sich bieten lassen?

Auch ihr hatte die Post etwas gebracht, eine Drucksache: Ihr problematischer Assistent zeigte seine Verlobung mit einem Fräulein Heidi Zeisig an – richtig, so hieß doch die mollige Laborantin mit dem ordinären Gelächter. Merkwürdig, daß der übersensible Jüngling bei diesem blonden Etwas gelandet war; das bedeutete wohl das Ende seiner Probleme! Gegensätze ziehen sich offenbar an. Sie selbst war ihm vielleicht zu ähnlich gewesen. Immerhin – ein Brieflein hätte er ihr jetzt schreiben können.

Während sie die Drucksache in kleine Schnitzel zerfetzte, kam ihr jener amerikanische Dichter in den Sinn, der sein Glück mit dem üppigen Filmstar versucht und seine Hochzeit unter das Motto «Weisheit, gepaart mit Schönheit» gestellt hatte. Bis die Schönheit sich aus Elend umbrachte und die Weisheit aus der Tragödie ein kassenfüllendes Zugstück drechselte.

Überhaupt, was kümmerte sie diese Heidi Zeisig...

Der Junge, der die Post im Dorfe verteilt hatte, kam, um zu melden, man brauche sie dringend im Nachbardorf.

Es lag über zwanzig Kilometer weit, durch mißliche Wege getrennt, und sie fühlte sich müde und niedergeschlagen. Mußte es sein? Sie fragte den Burschen, wer denn dort krank sei: aber mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Vielleicht eine schwere Geburt; oder ein Unfall. Fahren jedenfalls mußte sie.

Die Dunkelheit hatte sich schon über den Platz gestülpt, als sie sich aufmachte, um ihren Chauffeur zu suchen. Sie war froh, daß die Männer sie nicht sahen, die immer noch aufgeregt den Brief jenes gemäßregelten Achillefs verhandelten. Ein paar Zikaden sirrten ihre monotone Melodie in den Platanen; am aufdringlichsten schrillte der schneidende Lärm aus dem Baum neben der Kirchenglocke; eine Nervensäge.

Aber Apollo streikte. Zum ersten Male verweigerte er ihr sein Bonsour. Er kauerte wortlos am Tisch neben seiner ebenfalls einsilbigen Schwester, tat, als ob er die Zeitung lese, und gab zu verstehen, daß er heute nicht fahre. Hätte sie nur gewußt, was auf griechisch «den Kopf machen» heißt!

«Dein Freund soll dich fahren», murkte der göttel gleiche Jüngling.

«Welcher Freund, Apollo?» fragte sie so freundlich als möglich.

«Der aus deinem Lande, mit dem du heute nachmittag geflirtet hast.»

Sie wog ihre Worte ab, um ihn nicht zu reizen; aber die Beherrschung fiel ihr schwer. «Apollo, hör zu: Er ist nicht mein Freund. Ich kannte ihn nicht, und ich weiß noch jetzt nicht einmal, wie er heißt und wohin er gefahren ist. Er ist mir auch gleichgültig, und ich mag ihn nicht. Aber dich brauche ich jetzt. Es wartet einer auf uns, der vielleicht stirbt, wenn wir ihm nicht rasch helfen. Du hast mich noch nie im Stich gelassen. Komm, und mach mir keinen Kopf!» Sie brauchte den Ausdruck nun doch und übersetzte ihn wörtlich, aufs Geratewohl.

Als er eigensinnig blieb, wandte sie sich flehend an Aphrodit: Sie selbst werde nun fahren; aber sie brauche jemanden, der ihr zur Hand sei bei dem unbekannten Notfall.

Doch auch hier fand sie kein Verständnis. «Was würden die Leute im Dorf sagen, wenn wir zwei

Frauen allein in die Nacht hinaus führen?» fragte sie unsicher.

«Dann sprich wenigstens deinem Bruder zu!»

«Er ist gekränkt. Wir mögen beide nicht. Und ich würde mich fürchten.»

Kein Mensch störte sie, als sie die Ambulanz aus dem Verschlag neben ihrem Häuschen holte. Der Neumond beschien ein ausgestorbenes Dorf; ein paar Hunde heulten ihm entgegen.

Wach und sehr aufmerksam steuerte sie das Gefährt zwischen den weißen Mäuerchen hindurch, selbst verwundert über ihre Ruhe und Sicherheit. Ohne besondere Willensanstrengung konzentrierte sie sich einzig auf Weg und Wagen; die gärende Enttäuschung war verschwunden. Jetzt durfte ihr nichts zustoßen; dies war ihre Bewährungsprobe.

Sie hätte auch ohne Scheinwerfer fahren können, so hell lag der Pfad vor ihr. Im Mondschein sahen die Schlaglöcher aus wie kleine Krater, einer neben dem andern. Zweimal mußte sie aussteigen, um Steine wegzuschieben. Mit grimmiger Genugtuung lauschte sie, wie sie in die Tiefe polterten. Aber so rasch als möglich begab sie sich beide Male wieder in die Geborgenheit der Kabine. Die fernen Hunde jaulten wie Wölfe.

Vor der schmalsten Stelle, dort, wo der Weg gegen die Schlucht eingebrochen war und sie stets die Augen geschlossen hatte, wenn Apollo sie führte, hielt sie an. Dann schaltete sie in den kleinsten Gang und kam, ohne bergseits zu streifen, hinüber.

Gottseidank, das schlimmste Hindernis überwunden! Sie spürte, daß sie am ganzen Körper schwitzte: es ekelte ihr ein wenig vor sich selber.

Durch den Olivenwald war das Sträßchen breiter und besser. Sie fuhr rascher und beschäftigte sich in Gedanken mit dem Fall, zu dem sie gerufen wurde. Wann endlich würde man eine Telephonleitung zwischen den Dörfern bauen? Hatte es überhaupt einen Sinn, daß sie sich da seelenallein auf die verwegene Fahrt begeben hatte? Die Leute waren vorher ohne sie ja auch ausgekommen.

Einem harmlosen Graben, der sich quer über den Pfad zog, schenkte sie zu wenig Beachtung. Das linke Vorderrad verfing sich. Wohl bremste sie, aber das Verhängnis war nicht mehr aufzuhalten: Der Wagen geriet zu weit nach links; die Räder fanden keinen Halt mehr; das ziemlich hohe Gefährt schwankte, verlor das Gleichgewicht und kippte seit-

wärts über das Bord. Das alles ging ohne Hast, gemächlich, beinahe friedlich. Der Wagen stürzte auch nur einige Meter; ein kräftiger Olivenstamm fing ihn auf.

Sie verlor die Besinnung keinen Augenblick. Nachdem sie eine Schrecksekunde lang gedacht hatte: «Das ist das Ende», wußte sie gleich, daß der Sturz glimpflich abgelaufen sei. Sie selbst schien unverletzt und merkte erst, daß sie aus verschiedenen Schrammen blutete, als sie den Motor abgestellt und sich aus dem Wagen gezwängt hatte. Er brannte nicht und war vermutlich sogar noch zu gebrauchen. Wunderlich, wie er in den Armen des Ölbaumes lag, ruhig und geborgen.

Sie staunte über ihre eigene Kaltblütigkeit, mit der sie die Lage erfaßte. Als sie mit dem Taschentuch über die Stirne fuhr, gewahrte sie, daß sie auch am Kopfe stark blutete.

Einerlei; nun mußte sie zu Fuß zurück. Es mochten sieben oder acht Kilometer sein; anderthalb Stunden Mondscheinspaziergang.

Welch seltsame Zaubernacht: Im kalten Licht wirkten die Stämme noch phantastischer als am Tage. Sie schnitten Fratzen, vollführten verzweifelte Gebärden, reckten die Finger in die Höhe und drohten hinterhältig.

Man müßte diesen Gespensterwald mit jemandem erleben, der Sinn hätte für Mythologie und Spuk. Mit ihrem problematischen Assistenten hätte sie Wochen lang darüber reden können. Aber der hatte ja nun diese Heidi Zeisig, die phantasieloseste Person, die im ganzen Spital zu finden war.

Doch sie selbst war hier allein mit diesen Gespenstern, von deren buschigen Häuptern die Zikaden schrillten. Wie Lautsprecher, die Nachrichten aus einer andern Welt verbreiteten, auf den ganzen Wald verteilt; aus jeder Krone mit unverständlichen Signalen alarmierend.

Schon nach wenigen Minuten verwandelte sich ihr anfängliches Staunen in schiere Angst. Sie lief, sie floh, um dem geballten Ungewissen zu entrinnen, gejagt von den Stimmen in den Bäumen und von den Schlagschatten, die sich als Zerrbilder auf ihrem Weg abzeichneten.

Ihre panische Furcht verdrängte den Kummer über das verlorene Auto und die Sorge um den Notfall. Sie vermochte nichts zu denken; die Nerven trieben sie vorwärts.

Als sie die freien Weiden erreicht hatte, atmete sie

auf. Aber da heulten die Hunde; es schienen mehr als zuvor, und sie gröhnten näher, bedrohlicher. Sie taumelte, stolperte, rannte und wischte sich in immer hastigeren Abständen das Blut von der Stirne, holte Atem, mobilisierte die letzten Reserven und erreichte, sie wußte nicht wie und wann, das Dorf.

Der Mond war verschwunden; aus den Gäßchen kroch die Dunkelheit auf sie zu. Noch ein paar hundert Meter nur hatte sie vor sich. Aber vor diesem letzten Wegstück graute ihr am meisten: zwischen den Mäuerchen hindurch, unter den lauernden Fenstern vorbei.

Aus der Kirche drang der Schimmer des ewigen Lämpchens. Nur einen Augenblick ausruhen; auf der hintersten Bank ein Restchen Kraft sammeln!

Aber der blaugetünchte Raum mit den befremdlichen Figuren auf der Ikonenwand stillte ihr Entsetzen nicht. Die übergroßen Schatten zuckten im Flackerlicht, und ein tückisches Rascheln hinter ihrem Rücken jagte ihr neue Ängste ein. Sie fühlte sich von Geistern bedroht oder von Menschen, die ihr übel wollten; an eine Maus dachte sie nicht, die da im Maisvorrat unter der Empore ihr Wesen trieb.

Also auf; in wenigen Minuten nahm die Flucht ja ein Ende! Von einem Häuflein dünner, geweihter Kerzen griff sie ein Wachslicht, steckte es am Lämpchen an und war froh, den gefürchteten Weg im Schutze des Laternleins anzutreten. Im Gehen schirmte sie es vor Wind und Zug.

Beim Mäuerchen auf dem Platz erschrak sie von neuem: Ein Baum bewegte sich auf sie zu. Beinahe hätte sie aufgeschrieen. Aber der Baum war ein Mensch, ein Mann, Apollo, mit reumütigem Gesicht und Entschuldigungen stammelnd. Ihren Zustand bemerkte er kaum; er war mit seinem eigenen beschäftigt und wollte sein Verhalten erklären: «Wir sind eben ein leidenschaftliches Volk, und ich bin ein eifersüchtiger Charakter» – aber nun sei alles wieder gut, und er werde ihr nie, niemals wieder den Kopf machen.

Die Kerze blies er aus, brachte sie in die Kirche zurück und schritt neben ihr. Die vertraute Stimme tat ihr wohl.

Nur nicht allein sein jetzt; nicht allein in dieses nüchterne, gekalkte, freudlose Zimmer; nicht allein ins Bett mit den schrecklichen Vorstellungen des Versagens, mit den hundert hetzenden Gespenstern; mit dem Gebell des vielköpfigen Höllen Hundes.

---

## VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



*Wo sind die Hasen hin?*

---

Er bot ihr den Arm, trug sich als Beschützer an, tröstete sie, bevor er noch erfahren hatte, was ihr zugestossen sei, und wollte sie unter der Haustür nicht verlassen. «Nimm mich mit hinein; wir brauchen einander», schmeichelte er.

Und sie dachte: «Natürlich brauchen wir einander: Worte brauche ich, menschliche Worte, um die Zikadentöne zu vergessen. Wärme, Mitgefühl und jemand, der mir heißen Tee kocht; ich bin ja nicht einmal mehr imstande, den Spritbrenner anzuzünden, so kalt und starr bin ich, fast tot.»

Sie schloß die Tür auf, löste sich von seiner Hand und sagte mit einer Stimme, deren Rauheit sie selbst befremde: «Mach daß du fortkommst. Scher dich zum Teufel. Feigling.»

Dann verriegelte sie die Tür, warf sich auf das weiße Eisenbett, und endlich brach der Jammer aus, der ihr schon seit dem Abend die Kehle gewürgt hätte. Auch war ihr übel zum Erbrechen.

In der Klarsicht des Elends vermochte sie die Dinge richtig einzuordnen: Sie hatte das kostbarste Gut des Dorfes, den Ambulanzwagen, ruiniert und das Vertrauen verloren. Der falsche Schein einer königlichen Barmherzigkeit war von ihr gewichen. Sie war hier nichts als eine Fremde, die versucht hatte, den hilfreichen Engel zu spielen und für das bißchen Hingabe jedermanns Liebe einzuhimsen.

Erst als sie zum Entschluß gelangt war, abzureisen und von zu Hause aus den Schaden zu bezahlen, den sie am Auto angerichtet hatte, wurde sie ruhiger. Und als die hundert Hähne «Zu den zwölf Aposteln» den neuen Tag ankrähnten, schlief sie fest ein.

Sie erwachte am Stimmenlärm um das Haus. Das Dorf hatte sich um sie herum versammelt, und den finsternen Mienen der Männer nach zu schließen, herrschte keine gute Stimmung.

Eilig sprang sie zum Spiegel, wusch sich die Blutkrusten vom Gesicht, fuhr sich mit dem Kamm durchs wirre Haar und überlegte sich, wie sie auf schickliche Weise ihre Demission formulieren sollte.

Da flog ein Stein durchs kleine Fenster. Seitwärts durch die Wand geschützt, spähte sie hinaus. Die Männer gestikulierten nun lebhaft; die Frauen schnatterten. Auch der Dorfpolizist in seiner ganzen Pracht stand in der Menge, und hinten erkannte sie den Priester, dessen Kopfbedeckung alle überragte. Unpassenderweise erinnerte er sie jetzt an einen Koch, an den Koch in einer schwarzen Küche. Auch

die geschwätzige Mutter mit dem Prothesen-Büblein war draußen. Niemand fehlte.

Sie wußte nicht genau, weshalb man ihr auflauerte. Möglich, daß der gestrandete Rotkreuzwagen schon entdeckt war. Aus Zurufen vernahm sie auch, daß hier Sühne für jenen in Chur eingespererten Achillefs gefordert wurde.

Ein zweiter Stein. Der Polizist stand unbeteiligt da, als ob er einen Festzug begleite. Irgendwo erkannte sie auch Apollo: mit furchtsamem Ausdruck verfolgte er das Geschehen.

Aus dem Haufen löste sich der Gemeindepräsident und richtete ein paar beruhigende Worte an seine Schar. Als er auf ihre Haustür zuschritt, energisch klopfe und zugleich zu öffnen versuchte, drängten die anderen wie eine neugierige Herde, wie ein beutesicheres Rudel hinter ihm her.

Aber als sie öffnete, blieben sie doch vor der Schwelle stehen, als ob ein magisches Zeichen sie bannte.

Mit unbeweglichem Gesicht trat ihr der Alte entgegen, stützte sich mit fürstlicher Gebärde auf seinen Hirtenstock und begrüßte sie mit einem klangvollen: «Chairete!» – Freuet euch!

Sie möge sich nicht fürchten; sie stehe unter seinem Schutz. Aber es sei wohl besser, sie verabschiede sich bald.

Gerade diesen Vorschlag hätte sie ihm auch vorgelegen wollen, entgegnete sie eifrig. Das Auto, das Prunkstück der Gemeinde . . .

Er ließ sie nicht ausreden. Darum handle es sich zuletzt; für die ärgerlichen Straßenzustände hierzulande mache sie niemand verantwortlich. Doch müsse sie begreifen: sie passe – er suchte nach schicklichen Worten – grundsätzlich, im Charakter nicht zu ihnen. Er selbst glaube zwar nicht, was ihr andere, auch der Priester, vorwürfen: daß sie die jungen Männer verführen und die wohlerzogenen Mädchen von den guten Sitten abbringen wolle, um sie zu emanzipierten Nichtsnutzen umzuformen.

Und dann sei da weiter die Sache mit jenem Achillefs. Von ihrer Schweiz sei man hier oben gründlich enttäuscht: So könne doch keine Völkerfreundschaft gedeihen, wenn man die Gastfreunde polizeilich abfasse!

Sollte sie ihm erklären, daß Apollo ihr nachgelaufen war wie ein ergebener Hund? Daß sie Aphroditi nichts weiter als ein wenig Krankenpflege hatte beibringen wollen? Und daß jener Achillefs nicht unver-

schuldet Schande litt, so wenig wie er zuvor aus heiterm Himmel mit Geld ausstaffiert worden sei? Dies alles jetzt, unter der offenen Tür, vor den finstern Gaffern?

Sie kam ohnehin nicht zu Wort; denn nun rückte der Alte mit dem schwersten Vorwurf heraus: Sie sei heute Nacht, raunte er mit gesenkter Stimme, beobachtet worden, wie sie in der Kirche, mit der sie sonst nichts gemein haben wolle, Unfug getrieben habe. Vielleicht – er selbst neige gütigerweise zu dieser Meinung – habe sie Heilkraft für ihre Medizin schöpfen wollen. Aber das Dorf glaube, sie habe finsternen Zauber getrieben. Daher die Steine!

Darauf wußte sie kein Wort zu sagen. Gegen dieses letzte Mißverständnis half kein Einwand: Oft genug hatte sie erfahren, welche Macht hier der Aberglaube besaß. Hatte man ihr so lange überirdische gute Kräfte zugetraut – warum sollte man sie nicht plötzlich als Hexe verschreien?

Sie fühlte, daß sie endgültig verspielt hatte.

Ein leises Geräusch vom Bett her ließ sie und den Alten gleichzeitig in dieselbe Richtung blicken. Da saß der kleine Kindergelähmte und riß mühevoll, aber zuversichtlich an den Schnallen seiner ledernen Prothesen. Zeit für ihn zum täglichen Turnen!

Wie ein frischer Luftzug vertrieb diese unbeholfene Geste des kranken Kindes den Spuk. In diesem Augenblick fürchtete sie sich nicht mehr, weder vor den Gespenstern der Nacht noch vor der Dummheit des Tages.

Zum Gemeindepräsidenten sagte sie: «Wir wollen später über alles reden, was euch an mir nicht gefällt, aber lieber ohne die andern. Jetzt habe ich» – der Kleine lachte sie dankbar an – «zu tun.»

Dann trat sie unter die Tür und rief: «Apollo, wo steckst du? Geh mit den Männern in die Oliven, und nimm auch ein paar Esel und starke Stricke mit. Du mußt unser Auto holen; es liegt links unterhalb der Straße. Und nachher flick bitte, was daran kaputt ist. Flink; zeig was du kannst!»

Und während der Alte, seinen Hirtenstab wie ein Szepter hochhaltend, seine Leute heimschickte, begann sie mit den dünnen Kinderbeinchen das Programm durchzuturnen. Die Mutter stand daneben und gackerte ins Blaue, und ihre eigenen Gedanken hatten Muße, die Rundreise anzutreten: Flucht von daheim, großartige Ankunft, Demütigung... Ihr schien, die eigentliche Arbeit beginne erst jetzt.

## Schweizerische Limericks

Von Regula Matzinger-Pfister



Es war einst  
ein Fräulein in Uster,

Die stickte auf Bratwürste Muster.

Sie pflanzt sie im Garten

Zwischen Klee und Wegwarten

Und giesst sie mit Sauce von Worcester.

Es isst die comtesse von Pau

Zum Frühstück nur Tintenfisch roh

Und gedörzte Bananen

Im Saale der Ahnen

Und abends

vom dindon den dos.

